

Hackl, Bernd

Ohne Worte. Über Sinn, Sprache und Domestizierung des Körpers

Pädagogische Korrespondenz (2006) 35, S. 66-79



Empfohlene Zitierung/ Suggested Citation:

Hackl, Bernd: Ohne Worte. Über Sinn, Sprache und Domestizierung des Körpers - In: *Pädagogische Korrespondenz* (2006) 35, S. 66-79 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-79720
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0111-opus-79720>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://pk.budrich-journals.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

- 5 **DAS AKTUELLE THEMA**
Andreas Gruschka
Bildungsstandards oder das Versprechen, Bildungstheorie
in empirischer Bildungsforschung aufzuheben
- 23 **AUS DER FREMDE**
Tom Kehrbaum
Einblicke in die kritische Pädagogik Brasiliens
Ein Bericht über einen halbjährigen Studienaufenthalt an
der methodistischen Universität in Piracicaba
- 39 **ERZIEHUNG NEU**
Sandra Rademacher
Der Schulanfang im deutsch-amerikanischen
Vergleich – Differenzen im beruflichen Habitus von Lehrern
- 52 **DOKUMENTATION**
- 54 **ERZIEHUNG NEU**
Andreas Gruschka
Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte
- 66 **VERMISCHTES**
Bernd Hackl
Über Sinn, Sprache und Domestizierung des Körpers
- 80 **DAS AKTUALISIERTE THEMA**
Gero Lenhardt
Das Bildungswesen ist kein Wirtschaftsbetrieb
Deutsche Hochschulen auf dem Weg in einen neoliberalen Cameralismus?!
- 91 Das Bildungswesen ist kein Wirtschaftsbetrieb!
*Einsprüche gegen die aktuelle »Modernisierung«
der Bildungseinrichtungen*

Bernd Hackl

Ohne Worte.

Über Sinn, Sprache und Domestizierung des Körpers

I

INDIVIDUELLER AUSDRUCK

Unser Körper weist zu jedem denkbaren Zeitpunkt eine Erscheinung auf, die von einem Gegenüber als eine bestimmte wahrgenommen werden kann. Gleichzeitig sind wir zu jedem denkbaren Zeitpunkt von einer Befindlichkeit betroffen, hegen Absichten, entwickeln Perspektiven und nehmen zu uns selbst und zur Welt eine Position ein. Sofern zwischen den von uns erlebten Zuständen und Ereignissen und unserem Körper, wie er gegenüber einem Beobachter zur Erscheinung kommt, keine bloß zufällige Beziehung besteht, kann sein Erscheinungsbild als Hinweis auf diese subjektiven Phänomene interpretiert werden. Die Form, die unser Körper zeigt, lässt sich dann von einem Gegenüber als eine Mitteilung behandeln, die über unsere Betroffenheiten, Absichten und Haltungen Auskunft gibt, als eine »Informationsquelle für nicht offensichtliche Tatsachen« (Goffman 1983, S. 227).

Nimmt unser Körper im Kontext unseres Daseins eine bestimmte Form an, ohne dass wir dies registrieren, so manifestiert sich die Bedeutung dieser Form als Implikat unserer Befindlichkeit. Tritt uns jemand gegenüber, der uns Angst einflößt, so folgt die Veränderung unserer Erscheinung zunächst keiner Darstellungsabsicht, sondern ist selbst ein integraler Teil der ängstlichen Reaktion: »Gestik und Mimik sind [...] nicht angemessen zu erfassen als nachträgliche Zeichen für ein inneres Empfinden, sie sind in gewisser Weise dieses Empfinden selbst« (Meyer-Drawe 1984, S. 152). Die Bedeutung der körperlichen Erscheinung entsteht, indem »der Sinn im Verhalten selber wirklich wird« (Waldenfels 2000, S. 229). Für den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Ausdruck und Empfinden lassen sich einfache Nagelproben geltend machen: Es ist schwierig, die Augenbrauen hochzuziehen oder die Hände leicht und weich ineinander zu legen und gleichzeitig aggressiv zu sein (vgl. Molcho 1997, S. 21ff). Umgekehrt ist ein Empfinden welcher Art auch immer jenseits des Körpers nicht denkbar, es kann sich nur als physisch-somatisches Ereignis manifestieren: »Ohne Anatomie [...] können Gefühle nicht existieren. Gefühle haben eine somatische Architektur« (Keleman 1995, S. 8).

Der Ausdruck des Körpers ist also zunächst nichts als die Wirklichkeit des Ausgedrückten. Dort wo dieser Ausdruck ohne Bewusstsein erfolgt, werde ich im weiteren von funktionaler Körpersprache reden, um hervorzuheben, dass der Vorgang des ›Sprechens‹ hier in keinem intentionalen Sinne stattfindet, sondern Bedeutung nur durch die Abstraktionsleistung eines Beobachters zustande kommt, welcher wahrnehmbare Details eines Zustandes als Hinweis auf dessen insgesamtes Vorliegen betrachtet.

Nun vollziehen wir auch Veränderungen unserer körperlichen Erscheinung, welche sich zwar aus den laufenden Notwendigkeiten unseres Handelns ergeben, die wir jedoch gleichzeitig selbst als solche wahrnehmen. So kann ich etwa, wenn ich meiner Verärgerung über erlittenes Unrecht sprachlichen Ausdruck verleihe, bemerken, dass sich gleichzeitig mein Atemrhythmus, meine Muskelspannung oder der Tonfall meiner Stimme verändern. Auch in diesem Fall erzeuge ich zunächst noch kein Zeichen für Verärgerung, sondern lediglich Verärgerung selbst, welche meine augenblickliche Situationszuwendung begleitet und daher sichtbar, hörbar, fühlbar vorhanden ist. Gleichwohl inauguriert das prozessbegleitende Wahrnehmen des »Zur-Erscheinung-Kommens« meiner Gefühlsregung eine basale Form intentionaler Steuerung. Um den hier zu charakterisierenden Modus handelt es sich dort, wo ich meinen Ärger und seinen Ausdruck in einem modifiziere. Aufmerksamkeit und Intention richten sich dabei auf den situationalen Anlass und die aus ihm resultierende Betroffenheit. Ihr körperlicher Niederschlag wird in seiner spontanen »naturwüchsigen« Erscheinungsform belassen. Dass und wie ich »wirke«, erfahre ich lediglich als Begleiterscheinung meines fokalen Situationsbezuges und meines in ihm begründeten emotionalen Zustandes. Da ich kein Zeichen formuliere, liegen dem Ausdruck keine expliziten Regeln zugrunde, welche Selbstwahrnehmung und Außenwirkung systematisch verbinden würden. Als »Bestandteil« meiner Betroffenheit ergibt sich die Bedeutung meiner Körpersignale vielmehr als selbstevident, ich denke ihre Semantik nicht begrifflich, sondern spüre sie. Aus diesem Grund werde ich diesen Modus im weiteren als intuitive Körpersprache bezeichnen und da sowohl im intuitiven wie im zuvor charakterisierten funktionalen

Fall die Erscheinung des Körpers sich aus keinem anderen Formbestand ergeben kann als jenem, der sich aus der Realisierung meiner Betroffenheit mehr oder minder unmittelbar ergibt, werde ich beide unter dem Oberbegriff spontane Körpersprache subsumieren (siehe Tabelle unten).

Davon unterscheiden lassen sich Formen des körperlichen Sich-Ausdrückens, die im engeren Sinne als »Sprechen über« betrachtet werden können und die auf der Verwendung von nonverbalen Symbolen beruhen. Symbole sind Verweise, die als solche intentional produziert oder hervorgerufen werden (vgl. dazu etwa Pierce 1993, S. 64ff). Es handelt sich dabei um physikalische Ereignisse, deren primärer Zweck darin besteht, eine Bedeutung zu repräsentieren: Worte, Schriftzeichen, Formeln, Bilder, Melodien etc. Symbolkonstellationen sind Träger von Mitteilungen, die gleichermaßen absichtlich erzeugt wie – im Regelfall – als absichtlich erzeugte entschlüsselt werden. Die Repräsentation durch ein »Zeichen für« bewirkt eine Emanzipation von der faktischen Anwesenheit des Bezeichneten und ermöglicht den Austausch über Vergangenes, räumlich Entferntes oder noch nicht Existierendes. Eine solche Funktion kann auch körperlichen Haltungen und Bewegungen zukommen, wie etwa die Beispiele von Schauspiel, Tanz oder Pantomime demonstrieren. Auch zur Bewältigung vieler alltäglicher Kommunikationen haben sich einschlägige Zeichen etabliert: Grüßen, Fragen, Drohen, Bejahen/Verneinen, Bitten oder Abweisen lässt sich durch mimisch-gestische Kürzel ebenso kommunizieren wie das Mitteilen von Zweifel, von Siegesgewissheit oder von problematischen Annahmen über den Geisteszustand eines Mitmenschen.

Eine erste Form des zeichenhaften Ausdrucks bildet die Verwendung körperlicher Signalkonstellationen als sprachanaloge Symbole. Solche bilden räumlich und zeitlich begrenzt gültige Festlegungen und haben kein unmittelbar nachvollziehbares Verhältnis zu dem, worauf sie verweisen. Wie das Wort »Baum« einem Baum weder ähnlich sieht, noch akustische oder andere direkt erfahrbare Eigentümlichkeiten des Baumes »nachbildet«, so kann auch eine körperliche Haltung oder Bewegung eine Bedeutung repräsentieren, deren Inhalt nur über eine Art von »Vereinbarung« an sie geheftet wird. Ich möchte sie daher als konventionelle Symbole ansprechen. Ein anschauliches Beispiel gibt etwa das seitliche Hin-und-her-Bewegen des Kopfes (»Kopfschütteln«), welches nicht in allen Kulturen als Zeichen von Dissens verstanden wird oder die beiden zum V gespreizten Finger, welche ihre »sprachliche« Logik schon dadurch zu erkennen geben, dass sie den ersten Buchstaben des sprachlichen Begriffes victory repräsentieren.

Im Gegensatz dazu lassen sich Bedeutungen auch in ikonischer Weise symbolisch darstellen: Eine Tanzbewegung, die Gebärde des Pantomimen, der Stimmklang der Sängerin oder das Mienenspiel des Schauspielers bilden Elemente und Konstellationen von Zeichen, die in anschaulicher Weise auf ihren Gegenstand verweisen. Ihre Entschlüsselung setzt keine Mitwisserschaft über etablierte Konventionen voraus, sondern konstituiert sich im Erleben des Nachvollzugs morphologischer Analogien zwischen Zeichen und Bezeichnetem: Othellos verzweifelte Eifersucht wird nicht aus einem Repertoire abstrakter Signale übersetzt, man sieht sie vielmehr, man spürt sie unmittelbar, man hat an ihr Anteil, indem man sie auf sich wirken lässt. Zwar ist sie kein Bestandteil einer aus der alltäglichen Lebenspraxis des Schauspielers sich ergebenden Betroffenheit, doch sind die Ausdrucksmittel des Schauspielers dem »realen Leben« entlehnt. Er bedient sich ihrer, um einen nach ästhetischen Gesichtspunkten geordneten Bedeutungszusammenhang zu stiften. Dieser präsentiert nicht sich selbst, sondern eine abstraktere, allgemeinere und eigenständige Botschaft. Dabei drückt »sich bedienen« kein instrumentelles Verhältnis aus: Der Schauspieler kann das Zur-Erscheinung-Kommen der Eifersucht nicht durch einen einfachen teleologischen Akt hervorrufen, sondern muss sich bis zu einem gewissen Grad in sie »hineinversetzen«, um der Gesamtheit der Ausdrucksdetails authentisch Gestalt geben zu können.

symbolische Bedeutung		spontane Bedeutung	
konventionell	ikonisch	intuitiv	funktional
körperliches Zeichen (zB: Kopfnicken = Zustimmung)	bewusst inszenierter körperlicher Ausdruck (zB: »gespielte« Geste)	im Handlungskontext verankerter wahrgenommener Ausdruck	im Handlungskontext verankerter unbemerkt vollzogener Ausdruck

Abb.: Idealtypische Erscheinungsformen von Körperausdruck (welche jeweils analogen *Handlungstypen entsprechen, vgl. dazu Hackl 2000, S. 130ff sowie Hackl 2004*)

II

GETEILTE SINNERFAHRUNG

Dass eine bestimmte Körperform »Angst« bedeutet, kann zunächst von einem Gegenüber nicht dadurch verstanden werden, dass dieses die Erfahrung von Angst auf seine eigene mit ihr einhergehende Körpererscheinung bezieht. Wir erleben unseren Körper in jenen spezifischen perspektivischen Verkürzungen und Sichtverstellungen erster Person, die in der Phänomenologie als Körperschema verallgemeinert werden. Wer Angst empfindet, nimmt wahr, wie sich dieser Zustand »von innen her« anfühlt und diese Erfahrung ist nicht identisch mit jener Wahrnehmung dritter Person, die sich in der Beobachtung eines anderen geängstigten Menschen einstellt. Wie wenig Selbst- und Fremdeindruck korrespondieren, erhellt sich schon aus unseren zufälligen Erfahrungen mit Außenwahrnehmungen der eigenen Körperlichkeit, etwa wenn wir in unserer Kindheit erstmalig unser Spiegelbild als Bild von uns selbst begreifen oder wenn wir unsere eigene Stimme anhand einer technischen Aufzeichnung erstmalig »von außen« zu hören bekommen.

Biografisch betrachtet ist vor diesem Hintergrund die Annahme offensichtlich unplausibel, ein Kleinkind würde die Bedeutung fremden Körperausdrucks durch verallgemeinernde Rückschlüsse auf seine eigene Körpererfahrung verstehen lernen. Wie Maurice Merleau-Ponty am Beispiel des mütterlichen Lächelns zuspitzend ausführt, enstpräche dies der Aufgabe, an der »visuellen Wahrnehmung teilzunehmen, die es vom Lächeln hat, und diesen visuellen Ausdruck des Anderen auf die Bewegung zu beziehen, die es selbst ausführt, wenn es glücklich oder wohlwollend ist, um so in den Anderen ein Wohlwollen zu projizieren, von dem es eine intime Erfahrung hätte, das es aber nicht als beim Anderen vorhanden wissen könnte« (Merleau-Ponty 1966, S. 28). Wie lässt sich also vorstellen, dass spontan erzeugte Bedeutung auch von einem Gegenüber zutreffend entschlüsselt werden kann?

Eine plausible Rekonstruktion des »Fremdverstehens« macht einige sehr grundsätzliche Brüche mit überkommenen Denkgewohnheit notwendig und sie beginnen bei der Problematisierung der Form, die wir der Fragestellung gewöhnlich geben: Wie stellen es voneinander getrennte Individuen an, einander Nachrichten zuzustellen, die diese Trennung überwinden? Hans Joas hat »drei stillschweigende Annahmen« traditioneller Handlungstheorien kritisiert und dabei u.a. das Phänomen einer

primären Sozialität des Menschen herausgearbeitet: Wir werden nicht als individuelles Ich geboren, sondern entwickeln uns erst aus einer sozialen Symbiose zu einem solchen, Neugeborene erleben sich als Teil eines Kontinuums, das aus ihnen selbst und den Anderen besteht (vgl. Joas 1996, S. 270ff). Merleau-Ponty spricht von der »Abwesenheit jeglicher Scheidewand zwischen dem Ich und dem Anderen, die die synkretische Soziabilität fundiert« (Merleau-Ponty 1966, S. 54). Die individuelle Subjektivität ist kein menschlicher »Naturzustand«, sondern ein ontogenetisches Differenzierungsprodukt eines zunächst ungeschiedenen Miteinander, eines »primordialen Synkretismus«. In der ursprünglichen spontanen »Einigkeit« wird gemeinsam auf die Welt bezug genommen, empfunden, gewertet, verstanden: Gefühle, Betroffenheiten, Ambitionen konstituieren sich als geteilte Zustände, die erst später auf einzelne Individuen »zurückgedrängt« werden.

Der soziale Synkretismus wird biografisch nie vollständig überwunden, sondern bleibt als Basis der entfalteten Individualität in Kraft und kommt im Erwachsenenalter etwa in der Intuition der Liebe wieder manifest zur Geltung, in deren Kontext Grenzauflösungen als Normalfall zwischenmenschlicher Bezugnahme vorgesehen sind. Primäre Sozialität schlägt auch dort zu Buche, wo zunächst gerade die individuelle Autonomie des Subjekts ihren verlässlichsten Aufenthaltsort zu haben scheint, im rationalen Denken. Seine Orientierung vollzieht sich in einem inneren Diskurs, der nichts anderes darstellt, als den Durchlauf durch einen Prozess sozialer Wahrheitsfindung, also die »Vermischung« von mir und den Anderen in mir: »Mit sich selber sprechen heißt nicht, einfach einer sein, sondern verschiedene Rollen übernehmen; ich antworte mir selber, falle mir selbst ins Wort.« (Waldenfels 2000, S. 285)

Unmittelbare Gemeinsamkeit begegnet uns auch in ganz banalen Formaten, etwa als »ansteckende« Gefühle, Grimassen, Verhaltensweisen o.ä: der entsetzte Gesichtsausdruck, der das Erschrecken der anderen mit sich zieht, die Kraftanstrengung des Wettläufers, die die Zuschauer sich verkrampfen lässt, das entspannte Gelächter, das eine ganze Biertischrunde mitreißt, das lallende Kleinkind, das Erwachsene zu infantiler Rudimentärartikulation veranlasst. Dort, wo die Betroffenheit eines Anderen zu einer Quelle meiner eigenen spontanen Befindlichkeit wird, ist der Andere in mir unmittelbar präsent, nicht qua intellektueller Beleuchtung und moralischer Raison: »Mitleid entsteht nicht durch ein Hinzutreten sozialer Gefühle, sondern dadurch, dass ich in meinem Leben teilhabe am Anderen, dass ich mitbetroffen bin vom Leben der Anderen« (Waldenfels 2000, S. 288). Ich denke mich nicht zuerst in die Situation des Anderen hinein, um ihn dann zu verstehen, sondern ich fühle die Betroffenheit direkt, spontan und verzögerungslos.

Die Dechiffrierung spontaner Bedeutungen erfolgt also durch unmittelbares »Spüren«, durch ein geteiltes Erleben, quasi durch eine Erfahrung erster Person plural. Michael Argyle referiert empirische Beobachtungen über »Interaktionssynchronität«: Wenn »der Redende sich bewegt, tut es der Zuhörer ebenso; wenn der Redende die Ausrichtung seiner Körperbewegungen verändert, verändert der Zuhörer sie gleicherweise« (Argyle 1979, S. 157). Solcherart lässt sich schon am einfachen Zwiegespräch demonstrieren, dass Kommunikation auf einer spontanen »Einheitsbildung« der interagierenden Individuen aufsetzt: Ohne ein dicht gewobenes Netz gemeinsamer körpersprachlicher Aktivitäten kann ein verbales Gespräch erst gar nicht aufgenommen

werden und reißt dieses Netz, so bricht das Gespräch sofort zusammen. Der Sonderfall einer kommunikativen »Grenzüberwindung« (etwa durch verbalen Nachrichtentransport) gibt so seine empfindliche Abhängigkeit vom Normalfall unvermittelter Gemeinsamkeit augenscheinlich zu erkennen.

Die sozialwissenschaftlichen Diskursen häufig unterlegte Denkfigur eines intentional vollzogenen »Perspektivenwechsels« (vgl. etwa Habermas 1987, S. 167ff) zeigt sich unter diesen Prämissen als eine spezialisierte Sonderform der gemeinsamen Sinnerfahrung: Die Pointe, um welcher willen sie eingeführt wurde, ginge verloren ohne die spontane Fähigkeit, emotionale Regungen unmittelbar zu teilen. Die bloße Vorstellung, man befände sich selbst in der Situation des hungernden Bettlers, kann durch ein kognitives Manöver erzeugt werden, doch bliebe sie, vollzogen von einem gut genährten Wohlstandsbürger, notwendig abstrakt und karg.

III

VIELFALT, REDUNDANZ UND KULTURELLER KONTEXT

Die Eindringlichkeit des körperlichen Ausdrucks wird durch eine breite Palette von Darstellungsmitteln realisiert: Blickrichtung, Gesichtsausdruck, Körperhaltung, die Bewegungen der Gliedmaßen, der Klang der Stimme, die Relationierung zu anderen Körpern, sie alle tragen zur Bedeutung der körperlichen Aussage bei. Daraus ergibt sich zunächst die Möglichkeit eines quasi »arbeitsteiligen« Vollzugs des Ausdrucks in simultan aber an unterschiedlichen Orten erzeugten Bedeutungen. Verbale Äußerungen werden etwa häufig durch begleitende körpersprachliche Botschaften in einen Kontext gestellt, der ihren Inhalt vereindeutigt, präzisiert oder überhaupt erst verständlich macht. Eine schlichte Frage nach der Uhrzeit kann so je nach nonverbaler Rahmung die Form einer antwortsuchenden Frage, einer Rüge, eines ironischen Hinweises etc. annehmen. Doch können nicht nur verbale und non-verbale Mitteilungen »interagieren«, sondern auch Mitteilungen, die auf unterschiedliche nichtsprachliche Körperdetails zurückgehen: Die aggressive Stimmfärbung kann das freundliche Gesicht Lügen strafen oder das Zittern der Hand eine Erregung anzeigen, die dem entspannten Blick nicht zu entnehmen wäre.

Der verbale, nach kognitiven Prinzipien strukturierte Sprechtext bildet dabei kein Medium außerhalb des Körperlichen, sondern dessen spezialisierte Form. Zwar bündelt er Sinn in abstrakt-allgemeinen Zeichen, doch partizipieren diese genauso wie der nonverbale Ausdruck an der bedeutungssichernden Kraft ganzheitlicher sinnlich-unmittelbarer Eindrücke: Im Klang und Rhythmus der Worte, in den Bedeutungshöfen der »Bilder«, in Farbe, Reichtum und Tiefe der »Erzählung« setzt sich fort, was als Grundierung, Einbettung und Vereindeutigung kommunikativer Sinnkonstitution im vorprädikativen Ausdruck beginnt. Sprache ist kein steriler Rapport über bloße Faktizitäten, kein technomorphes Zählwerk lebloser Impulse, in Wahrheit »ist das Wort Gebärde, und es trägt seinen Sinn in sich wie die Geste den ihren.« (Merleau-Ponty 1966, 217)) Klaus Theweleit hat am makabren Beispiel der Rede als »Kernstück der faschistischen Propaganda« (Theweleit 1980b, S. 119) deutlich werden lassen, wie hoch die Wirkung der gestischen Dimension des verbalen Ausdrucks anzusetzen ist.

Das Phänomen der relativen Autonomie der Teilbotschaften wirft weitreichende Folgefragen auf. Sie legt etwa die Suche nach strukturellen Eigenheiten von Abweichungen und Widersprüchen zwischen den einzelnen Ausdrucksfiguren nahe. Schon Gregory Bateson hatte ja seine Beobachtungen zum berühmt gewordenen double-bind mit der Annahme begründet, dass die Inhalte verbaler und non-verbaler Mitteilungen zueinander in regelmäßige Widersprüche geraten könnten und darauf eine vielbeachtete Theorie der Schizophrenie aufgebaut (vgl. Bateson u. a. 1994). Konzepte dieser Art implizieren (und mannigfache empirische Beobachtungen bestätigen), dass die einzelnen Körperregionen im Normalfall eher zur Formulierung von Redundanzen neigen und auf diesem Wege jenen Eindruck gewährleisten, der üblicherweise mit der Bezeichnung Authentizität versehen wird.

Die »arbeitsteilige« Erzeugung des körperlichen Ausdrucks bildet aber vor allem die Grundlage der Verknüpfung somatischer und kultureller Motive zur je konkreten Bedeutung, die im Interaktionsvollzug tatsächlich wirksam wird. Körperausdruck kann, von der Ausnahme konventioneller Zeichen abgesehen, nicht »hergestellt«, sondern nur aus dem Vokabular somatisch codierter Ausdrucksfiguren konfiguriert werden und diese geben bestimmte Bedeutungskorridore vor. Eine gebeugte Haltung drückt vor aller Kontextualisierung etwas aus, was durch diese lediglich einer Bewertung, Spezifizierung oder Differenzierung zugeführt, nicht aber getilgt werden kann: Wer sich beugt, gibt seinem Körper eine bestimmte Form und diese Form hat (je nach konkreter Art der Beugung) funktionale Implikationen: Seine vordere Körperseite wird eingezogen und geschlossen, sein Blick richtet sich zu Boden, sein Sichtwinkel ist damit aus anatomisch-physikalischen Gründen eingeschränkter als er es in aufrechter Haltung wäre. Wer sich beugt, kann einen allfälligen Angriff schlechter wahrnehmen und sich gegen ihn schlechter verteidigen. Dazu kommen »interaktive« Aspekte: Wer sich nach vorne beugt, sieht durch die Verschiebung seiner Kopfachse sein Gegenüber so, als wäre dieses größer bzw. über ihm lokalisiert. Sein Gegenüber wiederum nimmt ihn in der reziproken Achsenlage wahr, welche ihn durch den Blick von schräg oben unmittelbar »kleiner« erscheinen lässt.

Mit somatischen, physikalischen, relationalen Implikationen dieser Art ist ein Bedeutungskern gegeben, der sich zunächst keiner kulturellen Vermittlung verdankt. Selbstverständlich kann dieser Kern als solcher von keinem realen menschlichen Bewusstsein je erfahren werden, denn das rein funktionale So-sein-wie-es-ist, das er abbildet, steht in jedem denkbaren Fall in irgendeinem kulturellen Zusammenhang. Daher kann Merleau-Ponty sagen: »Der Gebrauch, den der Mensch von seinem Leibe macht, transzendiert den Körper als bloß biologisch Seiendes. Es ist nicht natürlicher oder weniger konventionell, im Zorn zu schreien und in der Liebe zu küssen, als einen Tisch »Tisch« zu nennen« (Merleau-Ponty 1966, S. 224). Und dennoch: Wer breitbeinig steht, steht faktisch stabiler, als jemand, der beide Füße aneinanderstellt und das in allen Kulturkreisen. Wer breitbeinig steht, kann daher als »stabiler Mensch«, als »sicher«, »mächtig«, »präpotent« oder »aggressiv« verstanden werden, wenn der kulturelle Diskurs eine breitbeinige Haltung in dieser Weise verortet, er kann aber genauso als »labil« und »unsicher« empfunden werden, wenn gilt, dass Stabilität souverän zu verbergen ist und nur der Ungeschickte es nötig hat, sich durch das Einnehmen einer breitbeinigen Haltung am Verlieren des Gleichgewichts zu hindern. Der Bedeutungskern kann in nahezu jeder beliebigen Weise kontextualisiert und damit zu einer konkreten Bedeutung festgelegt werden, doch ist undenkbar, dass in dieser das Motiv der Stabilisierung des Stehens durch Verbreiterung der Standfläche als konstitutives Element verschwindet.

Bedeutungsüberlagerungen dieser Art bilden die Grundlage situationaler wie habituellder Ausdrucksformen, als individuelle emotional-stilistische Spezifizierungen von Weltzugängen bestimmen sie die Typik von »Persönlichkeiten«, als kollektive die Semantik von »Kulturen«. Plastische Beispiele bieten kulturübergreifende Vergleiche. Der zu diesem Zweck gerne ins Treffen geführte »Japaner lächelt im Zorn, der Europäer errötet und stampft mit dem Fuß oder erleicht und spricht mit zischender Stimme« (Merleau-Ponty 1966, S. 223). Doch sind hier nicht einfach zwei unter-

schiedliche Zeichen für denselben Vorgang vereinbart worden. Die in somatischen Funktionen verankerte spontane Ausdrucksfigur des Zornes, kann lediglich unterschiedlich kontextualisiert worden sein: Unverhohlen ausagierter Zorn findet eine Form, beherrscht überspielter eine andere. Das maskenhafte Lächeln des zornigen Japaners lässt bei sensibler Betrachtung seinen Herkunftskontext (mindestens die Absicht, jede spontane Erregung zu verbergen) erspüren, es unterscheidet sich signifikant vom unbeschwerten Lachen der Kindheit, vom lauten Gelächter der Erheiterung oder vom erwartungsvollen Lächeln der Verliebtheit und es kann vor diesem Hintergrund die Beobachtung nicht verwundern, dass Italiener wie Japaner den Körperausdruck von Italienern beinahe gleich gut, den von Japanern hingegen nur erheblich schlechter entschlüsseln können (vgl. Argyle 1979, S. 80).

Auch der Vorgang der kulturellen Formatierung der somatischen Ausgangsfigur selbst beruht auf keinem willkürlichen Dekret oder Akt der beliebigen Vereinbarung, die über jene gebreitet wird, sondern lediglich auf einer Kombination von Motiven spontanen Ausdrucks und ihrer symbolischen Reinszenierung: Das Lächeln, das vor die zornige Erregung geschoben wird, ist ein Zeichen, welches (die faktisch nicht aufkommende) freundliche Zuwendung ikonisch repräsentiert und gleichzeitig nichts anderes als die regelgeleitete Simulation einer somatischen Grundfigur. Es bildet ein zweifach und widersprüchlich determiniertes Ereignis: Seine konkrete Erscheinungsform, in der die gespielten Formelemente ursprünglicher Freundlichkeit mit der verkrampften Paralyse des spontanen Aggressionsausdrucks zu einer paradoxen Maske verschmelzen, lässt ungewollt erkennen, was zu verbergen sie angetreten ist. Gerade weil die in ihr konfigurierten Bedeutungen ihr nicht eliminierbares Eigenleben führen, schieben sie sich an die Oberfläche des Körpers wie Freuds Fehlleistungen in den Text und vermitteln ein brüchiges Bild, einen Widerspruch zwischen unvermittelter und kalkulierter Reaktion, ein nonverbales double-bind.

IV

ENKORPORIERTE DISZIPLINIERUNG

Die Zwänge der Umstände formen den Körper, der mit ihnen zurecht kommen muss: »Disziplinierungen unseres Leibes bringen Habitualisierungen unseres Lebens mit sich. In dem Maße, wie sie unser Agieren regeln und uns zu Rollen stilisieren, nivellieren sie unsere spontanen Möglichkeiten« (Meyer-Drawe 1984, S. 151). Paradoxien des körperlichen Ausdrucks sprechen daher immer auch die Sprache der Züchtigung, Beugung und Disziplinierung der Subjekte und diese Beobachtung macht den Körper interessant für pädagogische Fragestellungen: Wer die Bewegung der Gliedmaßen kontrolliert, definiert den Raum, den sie sich erobern können, eine Konsequenz, die in unterschiedlicher Perspektive detailreich dokumentiert wurde (vgl. nur etwa Gstettner 1981, Rumpf 1986, Rutschky 1977, Theweleit 1980ab, Thiemann 1985)

Michel Foucault hat typische Formen der Zurichtung des Körpers als »eine Machtmaschinerie« analysiert, die diesen »durchdringt, zergliedert und wieder zusammensetzt« (Foucault 1976, S. 176). Die Mechanismen dieser Zurichtung bilden eine »politische Anatomie« (ebd.), ein Konzert von Maßnahmen, die den menschlichen Körper einer friktionsarmen Eingliederung in die gesellschaftlichen Prozesse gefügig

machen. Es sind v. a. Techniken der Präskription zweckrationaler Formen von Handlungsabläufen, durch die sie zur Wirkung kommen, wie etwa die räumliche Parzellierung, die zeitliche Phasierung und die funktionale Einpassung des Handelns, die Organisation der Biografien in konsekutiven Entwicklungsreihen oder die Formung der Einzelnen als frei kombinierbare Elemente übergeordneter Prozesse. Ihre Semantik ist geprägt von fremdgesetzten Rhythmisierungen, Geometrisierungen und Hierarchisierungen, von Übungen, Prüfungen und Sanktionen.

Die Eingriffe in die körperlichen Zustände und Prozesse der Menschen wirken wie eine Stanze, die ihnen überdauernde Form verleiht. Doch sind diese keine bloßen Werkstücke, sondern beteiligte Subjekte, die aus Gründen darauf verzichten, hinter der verhängten Bewegungsform Dissidenz zu kultivieren: Abrichtung des Körpers verspricht Einrichtung in der Welt. Die preußische Schildwache – um es an einem skurrilen Beispiel zu veranschaulichen – verstand es, durch ihre martialische Erscheinung zu imponieren. Ihre Haltung ist bestimmt durch »breitgestellte Beine, hochgehobenes Brustbein, hohles Kreuz, stramm (=straff) gespannte Muskulatur« (Melas 1996, S. 27). Daraus ergibt sich nun, »dass erstens die Adduktoren (die anziehenden Muskeln) beider Oberschenkel durch die Spreizung in stetiger Spannung sind, dass zweitens der 4. Lendenwirbel infolge der Hohlkreuzhaltung das ganze Gewicht des Oberkörpers fast allein zu tragen hat, und drittens, dass die aus der gleichen Ursache mit Muskelspannung zurückgedrängten Schultern eine ergiebige Ausatmung unmöglich machen, da der um den Brustkorb gelegte Muskelpanzer die Entspannung der Atmungsmuskulatur (Ausatmung) behindert. Mit einem Wort, diese Haltung muss zu baldiger Ermüdung führen und ist somit in hohem Maße unökonomisch. Die zweite Bedingung, nämlich die der optimalen Bewegungsbereitschaft, die doch gerade bei einer Wache sehr wesentlich sein müsste, erfüllt diese Haltung kaum, denn um sich fortbewegen zu können, muss das Körpergewicht erst auf ein Bein verlegt werden, um das andere zur Bewegung frei zu bekommen.« (ebd.)

Der unmittelbare körpersprachliche Ausdruck trägt alle Anzeichen von Verkrampfung und Unfreiheit, von Starrheit und körperlicher Beschwernis. Doch weist die kulturelle Codierung eben dieser Haltung in eine ganz andere Richtung: Ein Mitglied dieser Wache zu sein, bedeutet Ansehen und Macht durch Teilhabe an gesellschaftlich organisierter Weltverfügung. Die stramme Haltung wird zum Symbol für eine Strategie einer (wie immer auch beschränkt) bedürfnisgerechten Lebensführung. Eine solche ideologische Glorifizierung der offensichtlichen Jammergestalt ist wieder auf eine spezifische Kontextualisierung »funktionaler« Motive angewiesen: Ein Muskel ist im Augenblick der Entfaltung seiner Stärke angespannt, die permanente Anspannung soll also signalisieren: Hier befindet sich unerschöpfliche (weil niemals in die Entspannung versiegende) Kraft. Eine unüberwindliche Mauer ist mächtig in ihrer Starrheit, also kann die bewegungsgehemmte breitbeinige Haltung unbezwingbare Überlegenheit zur Erscheinung bringen. Theweleit hat die Tragik einer solchen Posse angesichts eines Soldaten in eiserner Rüstung in der Formel auf den Punkt gebracht, es entstünde »ein Monstrum, das aussieht, als wäre es unverletzlich«, doch verbrauche es seine gesamte Kraft dafür, so auszusehen (Theweleit 1980b, S. 202).

Der entstehende Ausdruck ist also in sich widersprüchlich: Er behauptet den Triumph des Sieges und verrät zugleich den Schmerz der Selbsterniedrigung. Doch versprechen

die Beschränkungen, Blockierungen und Behinderungen des Körpers zumindest eine kompromisshafte Sicherung des Wohlbefindens. Klaus Holzkamp hat diesen selbstverräterischen Tausch als »restriktive Handlungsfähigkeit« ausführlich analysiert (vgl. Holzkamp 1985, S. 370ff): Nach der Logik des Volksmundes, der den Spatz in der Hand der Taube auf dem Dach vorzieht, scheint der schnelle Gewinn, den das geschickte Sich-Arrangieren mit den schlechten Gegebenheiten verspricht, lohnender als die mühsame Perspektive des Kampfes um geteilte Menschenwürde, und so werden die Verstümmelungen des Körperausdrucks zu Insignien einer Realitätskontrolle, deren Segnungen ihrem Träger zumindest in jenem bescheidenen Ausmaß zuteil werden, das ihm von höherer Stelle gewährt wird. Die Formensprache der instrumentell kalkulierten Versehrtheit gewinnt eigenständige Attraktivität und die verkümmerten Füße der Geisha können ebenso zu einem Schönheitsideal avancieren, wie die Narben des Kriegshelden, die genagelten Gesichter des Punks oder die fahigen Gesten des Intellektuellen.

Der renitente Formierungsanspruch der Disziplinarästhetik ist heute kaum noch aktuell. An die Stelle der starren »Einschließungsmilieus« sind offene Landschaften getreten, die durch schnelle flexible Interventionen beherrscht werden, die personalen Repräsentanten politischer und ökonomischer Macht sind anonymen Kapitalströmen gewichen, die präzise Choreografie der Lebensabläufe ist längst ersetzt durch die freie Improvisation des Konkurrenzkampfes aller gegen alle. Die Disziplinierung bleibt den Individuen selbst überlassen, doch wer sich den Regeln widersetzt, wird durch

anonyme Systemeffekte sanktioniert oder überhaupt aus der gesellschaftlichen Vorsorge ausgeschlossen (vgl. dazu etwa Deleuze 1990, Sennett 2000, Castells 2004, Hackl/Patzner 2005).

Der menschliche Körper wird aus der vordersten Front der gesellschaftlichen Reproduktion abgezogen: In der Erzeugung von Gütern wie in der Führung von Kriegen werden immer weniger Menschen zur kollektiven Verausgabung von Muskelkraft oder körperlicher Zerstörungswut benötigt. Die Gesellschaft des frühen 21. Jahrhunderts verfügt, dass die Körper einander auf dem Feld geregelter Austragung von Konkurrenz begegnen und zu den Regeln zählt, dass der Erfolg im wechselseitigen Austricksen und Abzocken als Ausdruck von Glück und Freiheit gilt. Daraus ergibt sich, dass ein Körpertypus Erfolg signalisiert (und verspricht), der die existenzielle Unsicherheit des ubiquitären Pokerspiels hinter einer Maske des genossenen Erfolges verbirgt. Wie dem preußischen Soldaten die permanente Muskelanspannung den Anschein unerschöpflichen Kraft verleiht, kann sich die Ich-AG durch auf Dauer gestellte Jugendlichkeit, Erotik, Kraft und gute Laune mit einer Aura der optimierten Lebensbewältigung umgeben und gleichzeitig durch opaken Charme und Unverbindlichkeit als schlecht kalkulierbare Gefahrenquelle im Konkurrenzgeschehen bedrohlich bleiben. An Berufsgruppen, deren Repräsentanten sich gerne öffentlich zum Verkauf anbieten, wie etwa Manager, Unterhaltungsstars oder Politiker, lässt sich der Typus immer häufiger studieren: Das einstudierte Glück wirkt schon durch seine Perfektion zugleich unerreichbar wie verdächtig. So entmutigt die Maske, gekittet aus Selbstmanagement, NLP und Schönheitschirurgie das Publikum, obwohl sie doch zu glatt ist, als dass man ihr trauen wollte. Wie die breitbeinige Haltung der Schildwache lässt sie erkennen, dass sie lügt und doch bleibt sie ein potentiellendes Indiz der eigenen Ohnmacht.

Damit ist im groben Anriss markiert, welcher Herausforderung sich der pädagogische Umgang mit dem Körper heute zu stellen hat: nicht jener einer instrumentalisierenden Aneignung körpersprachlicher Interaktionstechnologie (wie dies etwa die »Klassiker« Caswell/Neill 1996 oder Heidemann 2003 propagieren), sondern jener einer Wiedergewinnung unseres Körpers als Terrain unserer Identität. Bildung wäre solcherart der Aussicht verpflichtet, jenen Ort Ich werden zu lassen, den unsere Kultur zumeist bloß als unverlässliche Maschine zu empfinden lehrt. Dazu bedarf es keiner Bewegungskatechismen oder Trainingskurse, sondern informierter Sensibilisierung, respektvoller Anerkennung und lebendiger Kultivierungsbereitschaft gegenüber unserem materialen Dasein, aber auch skeptischen Misstrauens und kritischer Strenge mit den Maximen einer Kultur, die uns entmächtigt, indem sie unsere Körper in ideo-physiologischer Geiselhaft hält.

LITERATUR

- Argyle, Michael: Körpersprache und Kommunikation. Paderborn 1979.
Bateson, Gregory u. a.: Vorstudien zu einer Theorie der Schizophrenie. In: Bateson, Gregory, Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt/Main 1994.
Castells, Manuel: Das Informationszeitalter, Bd. 1 – 3. Opladen 2004.
Caswell, Chris / Neill, Sean: Körpersprache im Unterricht, Techniken nonverbaler Kommunikation in Schule und Weiterbildung, Münster 1996.

- Deleuze, Gilles: Postskriptum über die Kontrollgesellschaft. In: ders.: Unterhandlungen 1972-1990. Frankfurt/Main 1990.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen, Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main 1976.
- Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München, Zürich 1983.
- Gstettner, Peter: Die Eroberung des Kindes durch die Wissenschaft, Aus der Geschichte der Disziplinierung. Reinbek 1981.
- Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1. Frankfurt/Main 1987.
- Hackl, Bernd: Systemisch denken – pädagogisch handeln? Reichweite, Paradoxien und Selbstmissverständnisse eines populären Idioms. Innsbruck, Wien 2000.
- Hackl, Bernd: Explizites und implizites Wissen. Menschliches Handeln im Spannungsfeld von Intentionalität, Rationalität und praktischem Können. In: Hackl, Bernd / Neuweg, Georg Hans (Hrsg.): Zur Professionalisierung pädagogischen Handelns. Münster 2004.
- Hackl, Bernd / Patzner, Gerhard: Fitnessstraining für die Selbstvermarktung? Vorgaben und Schwierigkeiten pädagogischer Professionalisierung am Beginn des 21. Jahrhunderts. In: Kowarsch, A. / Pollheimer, K. (Hg.): Professionalisierung in pädagogischen Berufen. Purkersdorf 2005.
- Heidemann, Rudolf: Körpersprache im Unterricht. Wiebelsheim 2003.
- Holzkamp, Klaus: Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/Main, New York 1985.
- Joas, Hans: Die Kreativität des Handelns. Frankfurt 1996.
- Keleman, Stanley: Verkörperte Gefühle. Der anatomische Ursprung unserer Erfahrungen und Einstellungen. München 1995.
- Melas, Ileana: Die natürliche Bewegung. Reinbek 1996.
- Meyer-Drawe, Käte: Leiblichkeit und Sozialität. München 1984.
- Merleau-Ponty, Maurice: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1966.
- Molcho, Samy: Körpersprache im Beruf. München 1997.
- Pierce, Charles S.: Phänomen und Logik der Zeichen. Frankfurt/Main 1993.
- Rumpf, Horst: Das schulische, das gesellschaftliche und das individuelle Allgemeine. In: Tenorth, H.-E. (Hg.): Allgemeine Bildung, Analysen zu ihrer Wirklichkeit, Versuch über ihre Zukunft. Weinheim, München 1986.
- Rutschky, Katharina (Hg.): Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Frankfurt/Main, Berlin 1977.
- Sennett, Richard: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 2000.
- Theweleit, Klaus: Männerphantasien, Bd. 1, Frauen, Fluten, Körper, Geschichte. Reinbek 1980a.
- Theweleit, Klaus: Männerphantasien, Bd. 2, Männerkörper – Zur Psychoanalyse des weißen Terrors. Reinbek 1980b.
- Thiemann, Friedrich: Schulsenen. Vom Herrschen und vom Leiden. Frankfurt/Main 1985.
- Waldenfels, Bernhard: Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt 2000.